

Shelly Kupferberg

Isidor

Ein jüdisches Leben

Diogenes

Covermotiv: Design von Rahel Bünter unter Verwendung einer
Vorlage von koziel.fr (Hintergrund) und GlobalP (Reh)
Copyright © Diogenes Verlag / koziel.fr / GlobalP / iStock

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur
für die Jahre 2021–2024 unterstützt

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2022
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
200 / 22 / 44 / 1
ISBN 978 3 257 07206 8

Inhalt

Isidor

Ein jüdisches Leben 7

Dank 245

Stammbaum der Familie Geller 249

Isidor
Ein jüdisches Leben

Mein Urgroßonkel war ein Dandy. Sein Name war Isidor. Oder Innozenz. Oder Ignaz. Eigentlich aber hieß er Israel. Doch dieser Name war zu verräterisch. Also Isidor oder Innozenz oder Ignaz. Er war ein Emporkömmling, exzentrisch, ein Parvenü, ein Multimillionär, hier und da ein Hochstapler, ein Mann der Tat und von Welt, er war eigensinnig und voller Stolz. Wie sonst lässt sich sein Aufstieg aus dem hinterletzten ärmlichen Winkel Ostgaliziens bis in die k. u. k. Metropole Wien zum Kommerzialrat und wirtschaftlichen Berater des österreichischen Staates erklären? Wie sonst hätte er sich aus Lokutni – Lokutni bei Tlumacz, Tlumacz bei Kolomea, Kolomea bei Lemberg – ganz nach oben hangeln können? Bis zu dem Tag, als Menschen wie er ausgelöscht werden sollten.

Isidor. Wer war er, woher sein unbedingter Aufstiegswille, was prägte ihn, wer prägte ihn? Woher kamen die Seinen, womit beschäftigten sie sich, was prägte sie – und welchen Weg gingen sie allesamt?

Isidors Geschichte und die derjenigen, die ihn umgaben, zusammengesetzt aus Bruchstücken, Überlieferungen, Recherchen und Dokumenten – sie sei hier erzählt.

Zurück in Wien / Korrespondenzen

Wien macht auf mich einen sonderbaren und etwas zwiespältigen Eindruck. Einerseits war ich irgendwie erschüttert, dass sich so wenig geändert hat, dass die Häuser und Umgebung die gleichen geblieben wie vor all den welterschütternden Ereignissen – obwohl man das ja weiß, ist es doch etwas anderes, wenn man es greifbar vor sich sieht. Andererseits bin ich zweifellos nach 18 Jahren von allem etwas entfremdet – ein sonderbares Gefühl! Ich sitze jetzt im Café Bauernfeldt am Bauernfeldtplatz, wo ich 19 Jahre lang wohnte, irgendwie ist es eine gewisse Befriedigung, wieder da zu sein, wo man mich auf ewig zu vertreiben hoffte.«

Ich lese die Briefe, die mein Großvater Walter 1956 von der ersten Reise nach dem Krieg in seine Heimatstadt Wien an seine Frau Alice nach Tel Aviv geschickt hat. Zwei Monate lang war er unterwegs, mit seinem engen Wiener Freund Heinz, der, wie Walter, nach dem »Anschluss« Österreichs an Hitlerdeutschland nach Palästina geflohen war.

Walter trat in diesem Frühjahr 1956 eine aufwühlende und schwierige Reise an. Er schrieb jeden zweiten Tag nach Hause, um ausführlich über Erlebtes und Beobachtetes zu berichten. Die Briefe dokumentieren nicht nur seinen Aufenthalt in Wien, sondern auch das Ringen um eine Entscheidung, die so existenziell wie wegweisend war. Sollte er – der mit dem Land, das ihn vor den Nazis gerettet und ihm Zuflucht geboten hatte, so haderte – nach Wien zurückkehren oder in Israel bleiben? Zwei Kinder hatte er inzwischen, beide echte *Sabres*, wie man die in Israel Geborenen nennt.

Seine Briefe offenbaren, wie er in den ersten Tagen und Wochen zwischen tiefer Trauer, Nostalgie und Euphorie schwankt. »... *wenngleich das eigenartige Gefühl zwischen Wehmut und Grauen noch nicht weichen will*«, so schreibt er.

Doch langsam findet er in sein altes Leben zurück, findet mehr und mehr Gefallen an der Atmosphäre der sich wieder aufrappelnden Kulturmetropole Wien. »*Gestern waren wir in der Volksoper und sahen eine ausgezeichnete Aufführung der Operette ›Der Vogelhändler‹ von Carl Zeller. Die alten Schlager gingen ans Herz. Es war ein altes Stück Europa.*«

Die politische Auseinandersetzung mit dem ge-

schehenen Naziunrecht scheidet er dabei nicht, befragt zurückgekehrte Wiener Juden, die sich im Kaffeehaus Koralle in der Porzellangasse treffen (an dessen Eingang im März 1938 das Schild hing: »Juden und Hunden ist der Eintritt verboten«), über den Antisemitismus und diskutiert mit alten Schulkameraden bis in die Morgenstunden über jene Jahre – darunter sind auch ehemalige Nazis. Über die Gespräche mit ihnen bemerkt er: *»Es ist eine solche Genugtuung, den Leuten einmal alles ins Gesicht sagen zu können, dass das schon allein die Reise wert ist.«*

Siebzig Jahre lang schlummerten diese Briefe in der Tel Aviver Wohnung meiner Großeltern auf dem Hängeboden. Jetzt, da ich sie in den Händen halte, werden all die Geschichten, die man sich in der Familie immer wieder erzählt hat, wach. Ich beginne, diese Briefe zu lesen, versuche zu rekonstruieren, was für ein Leben meine Vorfahren gelebt haben, was für rasante persönliche und gesellschaftliche Entwicklungen sie durchgemacht haben – und wie schmerzlich alles, was sie sich mühselig und kühn erarbeitet hatten, von einer Sekunde auf die andere zunichtegemacht wurde. Bevor dann *sie* zunichtegemacht werden sollten.

Mein Großvater Walter nutzte auf seiner alles andere als einfachen Reise im Jahr 1956 jede Se-

kunde, um Wien und die mitteleuropäische Kultur förmlich einzusatmen. »*Trinkt, o Augen, was die Wimper hält, von dem goldnen Überfluss der Welt!*«, zitiert er in seinen Briefen Gottfried Keller und schildert akribisch seine vielfältigen kulturellen Aktivitäten.

Er scheint an das geistige, kulturelle und gesellschaftliche Leben anknüpfen zu wollen, mit dem er so selbstverständlich aufgewachsen war. Er geht jeden Abend ins Theater oder in die Oper. Tagsüber trifft er alte Schulkameraden, nicht jedoch, ohne einen Museumsbesuch in sein Tagesprogramm einzubetten. Es dürstet ihn nach Kultur, nach der deutschen Sprache, nach den Orten seines Heranwachsens, er wandelt auf den Spuren seiner Prägungen. Es gilt, achtzehn Jahre wieder aufzuholen, die achtzehn Jahre seit seiner Vertreibung durch die Nazis.

»Samstag Abend waren wir mit Weber und Riester beim Heurigen im Grinzing, bei den Schrammerln, und unterhielten uns glänzend bis zwei Uhr nachts! Heinz sang alle obersteierischen Lieder. Weber und Riester sind wohltuende Beispiele dafür, dass man auch unter Hitler ein anständiger Mensch bleiben konnte. Ich gebe zu, dass diese Menschen Ausnahmen in Wien sind.«

Regelmäßig befragt er sich während seines Wien-

aufenthalts kritisch, ob seine humanistische Bildung noch *state of the art* sei. Konnte er sie in der Ferne, im Exil – unter der grellen Sonne des Orients, fern von barocken Prachtbauten, monarchisch geprägten Institutionen, Lehrern aus der Kaiserzeit – aufrechterhalten, gar ausbauen, um sich in seiner eigentlichen Heimat Jahre später behaupten zu können?

Ich erinnere mich an meinen Großvater, der sich in meiner Kindheit und Jugend oft in Europa aufhielt, stets mit Hut, Krawatte, weißem Hemd und ordentlichem V-Ausschnitt-Pullover darüber, mit Mantel und lederner Aktenmappe. Er hatte die Kultur seiner Heimat mit in den Nahen Osten exportiert, um sie Jahre später wieder dorthin zurückzutragen. Als Gelehrter aus dem Morgenland, aber mit durch und durch abendländischen Wurzeln. Bewegte er sich in Wien anders als in Tel Aviv?

Die Flucht hatte ein unfreiwilliges Hybrid aus ihm gemacht, er war, so wirkte es auf mich, mühelos in zwei sehr unterschiedlichen Umgebungen und Kulturen, Sprachen und Mentalitäten unterwegs. Aber wirklich berühren konnte ihn nur das alte Europa. »Ich kam nicht aus Zionismus, sondern aus Österreich!« Er wurde nicht müde, diesen Leitspruch zu wiederholen. Aus Wien schrieb

er euphorisch: »Kultur, Politik, Tradition, Europa, Umgebung, Neutralität – es ist ein großer Jux. ... Österreich ist eben doch lange keine Provinz wie Israel.«

Als er in diesem Frühjahr 1956 voller Sehnsucht die immer noch so vertrauten Pfade seiner Kindheit und Jugend abließ – wie sehr haben ihn die grausamen Geschichten der letzten Monate in Wien eingeholt, vor seiner Flucht nach Palästina? Die Demütigungen, die Verfolgungen, die Schmährufe, die Angst, die er 1938 als Neunzehnjähriger empfand, als die Nazis siegessicher in Wien einmarschierten und mehr als willkommen geheißen wurden? Als die große, lebhafteste Metropole ihre hässliche Fratze offenbarte und im Handumdrehen zu einer spießigen deutschen Stadt wurde, unter dem Beifall ihrer Einwohner?

Den letzten Monat vor der Ausreise im Sommer 1938 verbrachte Walter bei seinem Onkel Isidor. Nach der Verhaftung durch die Nazis am Tag des »Anschlusses« war Isidor wieder auf freiem Fuß, konnte es aber nicht mehr ertragen, allein in seiner Wohnung zu sein. Der einst herrische Mann war bis ins Mark erschüttert. Er hatte Angst. Walter zog also bei ihm ein und half dem Onkel, die Tage und Nächte zu überstehen. Und so lernte der junge Mann seinen Onkel noch mal von einer ganz ande-

ren Seite kennen. Ihn, den »gemachten Mann«, zu dem der Rest der Familie aufschaute. Isidor wurde bewundert für das, was er geschafft hatte. Nicht von allen, das versteht sich: Neider gab es überall, allen voran seine Bediensteten, die sich, als es darauf ankam, als Antisemiten und niederträchtige Verräter offenbarten.

Wie sehr hat sich Walter 1956, bei seinem ersten Besuch in Wien, wohl an all die Geschichten erinnert, die sich in seiner Familie abspielten, bevor die Nazis seine Welt zusammenbrechen ließen, ihn zum ersten Mal sterben ließen, wie er später sagen würde? Wie sehr ragten die düsteren Schatten jener Tage in die Wiederbegegnung mit seiner Heimatstadt hinein? War es überhaupt noch seine Heimatstadt? Was wollte er sehen, was nicht?

Ich suche nach Antworten, versuche, diese Lebenswege zu rekonstruieren. Alles, was uns unser Großvater über seine Kindheit und Jugend in Wien erzählt hat, über seine Flucht vor den Nazis, den Schmerz und die Wut, die Trauer um diejenigen, die es nicht geschafft hatten, sich zu retten – all die Anekdoten über Verwandte, die kleinen und großen Geschichten versuche ich zu einem Ganzen zusammenzusetzen und begeben mich auf die Suche nach Zeugnissen aus jener Zeit. Dabei stoße ich immer wieder auf ihn: den schillernden Onkel Isidor.

Ein Lebemann, der laut Familienüberlieferung nie geheiratet haben soll und keine Kinder hatte. Wenig ist von ihm geblieben. Nur ein großer Silberbesteckkasten samt Inhalt für 24 Personen. Wer das reich verzierte, schwere Besteck wohl alles einst in den Händen hielt? Onkel Isidors regelmäßige Bankette waren eine Institution in Wien. Das Besteck ist ein stiller Zeuge des großbürgerlichen Anspruchs eines Mannes, der davon überzeugt war, dass ihm inmitten der guten Wiener Gesellschaft keiner etwas anhaben konnte.

Je mehr ich mich mit meinem Urgroßonkel befasse, je mehr Fragmente und Informationen ich in den unterschiedlichsten Archiven über ihn finde, desto klarer wird mein Bild einer ungewöhnlichen Persönlichkeit und einer zunächst unaufhaltsamen Aufstiegsgeschichte. Ich setze Puzzleteil für Puzzleteil zusammen: die Geschichten meines Großvaters, Akten, Fotos, alte Dokumente und Familienbriefe aus den 1910er-, 20er-, 30er- und 40er-Jahren, mache mich auf die Suche nach seinem Nachlass – und finde in den Archiven, zumindest auf dem Papier: Kunst, eine ausufernde Bibliothek, kostbares Interieur, Wertsachen, zahlreiche von den Nazis gestohlene Dinge – und zwei Eheringe. War der Onkel also doch verheiratet, oder waren die Eheringe möglicherweise Erbstücke? Im Zuge

meiner Recherche halten einige kleine Gegenstände größere Überraschungen für mich bereit. Und Geschichten. Jede Menge Geschichten.

Aber zurück zu Walter nach Wien, im Jahr 1956. Nach einigen Wochen gibt er sich einen Ruck und sucht die Wohnung am Bauernfeldtplatz auf, in der er seine ersten neunzehn Lebensjahre verbracht hat. Die Wiederbegegnung mit seinem alten Wohnhaus wird ihm die Augen öffnen und die Weichen für seine Zukunft stellen. Zunächst liest er den Klingelschildern ab, dass von seinen ehemaligen Nachbarn – fast allesamt jüdische Familien – niemand mehr hier wohnt. Die Hauswartsfamilie jedoch ist noch dieselbe wie vor dem Krieg. Nur, dass sie nicht mehr im ersten Stock des Hauses logiert, sondern im dritten Obergeschoss. Das macht ihn stutzig.

Als er bei dem Ehepaar klingelt, öffnet die Hauswartsfrau die Wohnungstür und erkennt Walter sofort. Kreidebleich ruft sie in die Wohnung hinein: »Der Jud' is wieda doa!« Worauf ihr Mann rüde antwortet: »Sag koa Wort!« In den wenigen Sekunden, ehe sie die Tür vor Walters Nase zuschlägt, kann er einige Möbel seiner Eltern und ehemaliger Nachbarn ausmachen.

Walters Wienbesuch ist beendet. Seine Entscheidung gefallen.

Canova

1935. Wie jeden Sonntag ging er zu seinem Onkel zum Mittagessen. In der vornehmen Canovagasse im 1. Wiener Bezirk, gleich hinter dem Musikverein und in der Nähe des Karlsplatzes, bewohnte Onkel Isidor eine Etage im Palais des Freiherrn Eugène de Rothschild. Zehn prachtvolle Räume mit Stuck und Deckenmalereien. Persische Teppiche lagen auf dem Mosaikparkett. Die Türklinken waren mit siebenzackigen Kronen verziert. Isidor lebte dort ganz allein – mitsamt seinen Kunstschätzen.

Bei jedem Besuch bestaunte Walter, gerade einmal sechzehn Jahre alt, Isidors exquisites Mobiliar. Und seine vielen Bücher im eigens dafür eingerichteten Lesezimmer, darunter in Leder gebundene lateinische Einzelexemplare, die gesamte Weltliteratur, Erstausgaben französischer und deutscher Klassiker. Da war die zehnbändige illustrierte Prachtausgabe von *Tausendundeine Nacht*, die im barocken gläsernen Bücherschrank stand. Wenn Onkel Isidor in Laune war, nahm er sie heraus und

las daraus vor, wobei er delikate, gar schlüpfrige Stellen, die den Neffen auf dumme Gedanken hätten bringen können, übersprang. Der Onkel legte schauspielerische Verve an den Tag, genoss es, das Vorgetragene zu kommentieren und seine Bildung hervorzukehren. Im Lesezimmer fanden sich auch Bände über Staatstheorie und Ökonomie, Jurisprudenz, Philosophie, Geisteswissenschaften, außerdem prächtige Folianten, Lexika, Bücher über Kunst, Musik, Architektur, Weltgeschichte, die Antike, und, in einem etwas abgelegenen Regal, eine ganze Reihe Ratgeber für den täglichen Gebrauch, Leitfaden für die stilvolle Konversation. Egal, in welcher Situation: in der Ehe, in Gesellschaft, mit Geschäftspartnern, Freunden und Gegenspielern; gehobene Unterhaltung beim Diner, bei der Zigarre, oder die Etikette bei politischen Debatten. Auf Französisch, Englisch und Deutsch.

Sein Mobiliar hatte Onkel Isidor über die Jahre handverlesen. Da war der Sekretär aus der Zeit Maria Theresias mit seinen Perlmuttintarsien, da waren die antiken chinesischen Terrakottafiguren – Isidor fand zunehmend Gefallen an den fernöstlichen Formen und Gesichtern, konnte sich aber noch nicht entscheiden, ob er eine ernsthafte Sammlung von Asiatika beginnen wollte. Bisher hatte er sich vor allem auf klassizistische Skulpturen konzen-

triert, ganz besonders liebte er die Arbeiten Canovas. Welch herrlicher Wink des Schicksals, dass seine Adresse ausgerechnet nach dem italienischen Bildhauer benannt war!

Regelmäßig stattete Onkel Isidor seinem Freund Siegfried Lämmle einen Besuch in seinem berühmten Antiquitätenladen in München ab, ließ sich von ihm beraten, über Neuzugänge informieren im Wissen, dass er nicht ohne neue Beute diese Wunderkammer verlassen würde. Was auch seinen drei Bediensteten nach der Rückkehr in die Canovagasse nicht entging. »Champagner aufs Haus!«, rief der sonst strenge Hausherr nach jeder Neuanschaffung und gab ein Gläschen Perlendes an alle Anwesenden aus.

Jeden Sonntag lud der Onkel zum Mittagessen, jeden Sonntag traf sich halb Wien in der Canovagasse. Parlierte, debattierte, trank, philosophierte, tauschte Klatsch und Tratsch aus, schindete Eindruck, berichtete von den letzten Theater- und Opernpremierern. In informeller Atmosphäre ergab sich auch schon mal das eine oder andere Geschäft.

Der kinderlose Kommerzialrat war ein verschwenderischer Gastgeber, er liebte den Luxus und wusste, was er wollte. Und vor allem, was nicht. Er war stolz auf den Weg, den er zurück-

gelegt hatte: aus ärmlichen Verhältnissen in einem ostgalizischen Kaff bis in die feine Wiener Gesellschaft. Er hatte sein Schicksal selbst in die Hand genommen, und es gab immer wieder Momente, in denen er sich innerlich zunickte: Ja! Er hatte es geschafft! Man hofierte ihn, man konsultierte ihn, man befolgte seinen Rat in juristischen und Finanzfragen – selbst auf höchster staatlicher Ebene. Isidor gehörte zu den ersten Adressen, wenn man in Wien einen Anlageberater brauchte. Er selbst lebte von den großzügigen Zinserträgen seines Kapitals. Finanzielle Nöte, die er in seiner Kindheit und Jugend durchaus gekannt hatte, würde er wohl nie wieder kennenlernen, dessen war er gewiss.

In einem, das wusste er, hätten seine Eltern ihn niemals verstanden. Ein Mann in den besten Jahren – ganz ohne Familie? Der erste Versuch, den Bund der Ehe einzugehen, war schon nach kurzer Zeit gescheitert. Und auch die zweite Heirat war ein Fehler gewesen. Kommerzialrat Dr. Isidor Geller bevorzugte ein Leben ohne feste Bindungen, schon gar nicht mit Kindern. Kinder interessierten ihn nur, wenn man sich mit ihnen gescheit unterhalten konnte und sie keinen Lärm verursachten. Wie sein Neffe Walter. Walter war ein hervorragender Schüler, wusste sich bei Tisch zu benehmen, gepflegte Konversation zu führen und interessierte

sich für Geschichte und Literatur. Mit gerade mal sechzehn Jahren, einem Alter, in dem man für gewöhnlich eher Flausen im Kopf hatte.

Isidor war stolz auf den begabten Walter, vor dem sich nun, an diesem Sonntag im Jahr 1935, die großen Flügeltüren zum Salon wieder einmal öffneten.

Am Blüthner-Flügel saß die neuerdings als Dame des Hauses auftretende Ilona von Hajmássy, des Onkels Geliebte. In ein champagnerfarbenes, langes Seidenkleid gehüllt, die Beine übereinandergeschlagen, klimperte sie auf dem Instrument herum, dazu sang, trällerte und summt sie neueste Operettenmelodien. Seit einem guten halben Jahr nun war die Ungarin im Hause Dr. Geller anzutreffen. Sie gab sich mal mondän, mal unschuldig, liebte es, vom Onkel Komplimente zugeflüstert zu bekommen und ausgeführt zu werden. Sie hatte Isidor gänzlich den Kopf verdreht, der die schöne, hochgewachsene Blondine mit dem markanten Akzent und dem angeblich aristokratischen Namen für eine große künstlerische – und nicht nur künstlerische – Entdeckung hielt. Isidor sprach augenzwinkernd von seiner »ungarischen Fürstin«.

Ilona war, als sie sich begegneten, erst vor Kurzem aus Budapest nach Wien gekommen. Sie schien ehrgeizig und zielstrebig. Die große Bühne

war ihr Ziel. Der Onkel unterstützte sie dabei nach Kräften. Dennoch: Wohnen sollte sie bitte nicht in der Canovagasse. Zu viel Nähe würde den Zauber zwischen den beiden Liebenden eintrüben. Der Alltag eignete sich nicht für Erotik – das hatte Isidor bereits bitterlich erfahren müssen. Und überhaupt: Binden wollte er sich nicht mehr allzu sehr, sich aber gerne mit einer Frau, der die Männer hinterherblickten, in der Öffentlichkeit sehen lassen. Und so fanden sie eine Übereinkunft: Frau von Hajmássy mietete sich auf Isidors Kosten im vornehmen Hotel Kummer ein. Eine Zofe bekam sie vom Onkel ebenfalls an die Seite gestellt. Hinzu kam der von ihm finanzierte Gesangsunterricht, natürlich bei den besten Lehrern der Stadt.

Als regelmäßiger Besucher des Operntheaters, wie sich die Wiener Oper damals nannte, hätte der Onkel sie nur allzu gern auf der dortigen Bühne erlebt. Die Präsenz hatte sie allemal! An der Volksoper hatte sie ja schon einmal die Tosca gegeben, und auch wenn sie am Operntheater vielleicht noch nicht mit den ganz großen Partien betraut werden würde – man wuchs, so Isidors Credo, stets mit seinen Aufgaben.

Doch so recht fruchteten des Onkels Bemühungen noch nicht. Zu schade. Das Publikum wusste gar nicht, was es verpasste, dachte Isidor und grü-

belte, wie er seiner Geliebten den beruflichen Weg ebnen könnte. An guten Kontakten mangelte es ihm schließlich nicht. Auf den Budapester Bühnen hatte Ilona sich – wenn auch in kleineren Rollen – bereits bewiesen. Warum sollte es also in Wien nicht klappen?

Die Prüfung

Nach und nach trudelten die Gäste in der Canovagasse ein, wurden von der Haushälterin Resi mit einem Glas Champagner empfangen. Auch an diesem Sonntag hatte sie den Hausherrn gebeten, ihre jüngere Schwester Mizzi als Verstärkung ins Haus holen zu dürfen.

Die Herren und Damen nahmen sich ein Glas von Resis Tablett, Wiener Kaufleute mit ihren Gattinnen, Persönlichkeiten aus dem Kulturleben der Stadt, Geschäftspartner und Klienten des Onkels und Bekannte, die an seinem Reichtum teilhaben wollten und ihn umwarben. Isidor begrüßte jeden, genoss die Aufmerksamkeit, die ihm und seiner schönen Geliebten zuteilwurde. Bald ertönte ein Glöckchen aus der Richtung des Esszimmers – der Tisch war reich gedeckt, das Mahl bereit. Walter wartete, bis sich die Gäste miteinander parlierend in Bewegung setzten. Der Onkel sorgte stets höchstpersönlich für die Tischordnung – durchdacht und strategisch. Oder war es etwa Zufall,

dass Ilona neben dem Kammersänger des größten Wiener Opernhauses, Hans Duhan, Platz nehmen sollte?

Über jeden der Gäste erzählte der Onkel eine einführende Anekdote, ehe er sie platzierte, und auch wenn ihm nichts Persönliches einfiel, so fand er doch immer wieder einen eleganten Schlenker oder ein Bonmot, um jedem und jeder das Gefühl zu geben, hier genau richtig zu sein.

Walter hörte seinem Onkel bewundernd zu, doch was seinen eigenen Platz an diesem Sonntag im Jahr 1935 betraf, so hatte er Pech: Walter landete neben einem Kollegen des Onkels aus dessen Zeit in der Handelskommission des österreichischen Staates. Dieser Adolf Fürst, schwer, schnaufend und verschwitzt, versuchte immer wieder, die Aufmerksamkeit Ilonas, die ihm schräg gegenüber saß, auf sich zu lenken, was allerdings nur mäßig gelang. Dabei wurde er nicht müde zu betonen, dass er als Mitglied des Verwaltungsrats der Firma Leopold Landeis AG, einer Wäsche- und Miederfabrik, die besten Kontakte zu Salons für edelste Unterwäsche pflege. Während des Essens beobachtete Walter die peinlich berührte Gattin des Herrn Fürst. Mit jedem Glas Wein, das ihr Ehemann trank, wurden seine Ausführungen über Mieder und Unterwäsche detaillierter.

Das mehrgängige Mittagessen zog sich an diesem Sonntag. Walter hatte bei den Gesprächen über die Börse und Wertpapiere Mühe, nicht wegzudösen. Ein ehemaliger Klient des Onkels erzählte von seiner neuen Leidenschaft für Pferderennen und kubanische Zigarren, Ilona lauschte andächtig dem Kammersänger Duhan, der über die richtige Pflege der Gesangsstimme mithilfe ausgetüftelter Eigelbrezepturen und über neue Inszenierungen an der Wiener Oper sprach, und Onkel Isidor lachte ein wenig zu laut über seine eigenen Witze, die Walter allesamt bereits kannte.

Der junge Mann schweifte ab und dachte an sein vor einiger Zeit begonnenes Lektüreheft. Hier schrieb er jedes der Bücher hinein, das er las. Inzwischen waren fast fünfzig Buchtitel zusammengekommen, in nicht einmal einem Jahr. Gestern erst hatte er Tolstois *Herr und Knecht* dazugeschrieben. Und nun wollte er sich über Theodor Herzls *Altneuland* hermachen.

Dieses Mal war Walter beinahe froh, als es so weit war und er aus seinen Gedanken gerissen wurde. Nach dem Dessert, ehe den Gästen ein starker Mokka, diverse Liköre und erlesene Schnäpse angeboten wurden, bedeutete der Onkel ihm mit einem strengen Blick: Jetzt gleich! Isidor liebte es,

den Sohn seiner Schwester der Tischgesellschaft zu präsentieren. Denn das Wissen des klugen Neffen war auch seines und bewies den Anwesenden, mit welcher gebildeten Menschen sie es hier zu tun hatten.

Wie jeden Sonntag schlug Isidor mit einem kleinen silbernen Mokkalöffel gegen sein Weinglas.

»Walter – steh auf, mein Lieber! Woher stammt die Sentenz *Roma locuta, causa finita* – und was bedeutet sie?«

Walter erhob sich brav und antwortete: »Rom hat entschieden, die Sache ist erledigt – das ist ein Rechtsgrundsatz, der aus dem Kirchenrecht stammt. Die Entscheidung der höchsten Instanz, ursprünglich die des Papstes, ist stets rechtskräftig, es verbleiben keine Rechtsmittel – und somit kein Raum für weitere Diskussionen.« Der Applaus der Gäste war ihm sicher. Und auch der Doppelschilling seines Onkels. Walter hatte die Prüfung auch dieses Mal glänzend bestanden.

Nachdem er sich wieder gesetzt hatte, wandte sich die Gattin des Mieder-und-Unterwäsche-Moguls an ihn und fragte, welches Gymnasium er denn besuche. Das »BG9«, das Bundesgymnasium Nummer neun also, in der Wasagasse, erwiderte Walter. Die Antwort schien Frau Fürst zu gefallen. Sie kannte offenbar den guten Ruf des humanis-

tischen Gymnasiums. »Ist da nicht Stefan Zweig zur Schule gegangen?«, fragte sie, und als Walter nickte: »Und was gedenken Sie denn einmal mit Ihrem Leben anzufangen, junger Mann?« Walter sah hinüber zu seinem Onkel, der ganz in seinem Element war. Als Kavalier seiner Ilona, als generöser Gastgeber, der seinen Bediensteten Anweisungen gab (nicht ganz dezent genug, um unbemerkt zu bleiben), der aufmerksam dafür sorgte, dass es niemandem an etwas fehlte, und gleichzeitig seine Gäste unterhielt. Nur nicht langweilen! Walter wusste, dass dies einer der Leitsprüche des Onkels war.

»Mein Onkel rät mir, in seine Fußstapfen zu treten – heißt: Jura zu studieren, Anwalt zu werden.«

Frau Fürst lächelte milde. »Ein solches Studium wäre nicht das schlechteste, und gewiss nicht mit einem Mentor wie Dr. Isidor Geller im Hintergrund.«

Walter lächelte zurück, ein wenig gequält. Ginge es nach ihm, so würde seine Wahl auf ein Literaturstudium fallen. Was wiederum Onkel Isidor durch und durch missfiel. Über Walters selbstverfasste Gedichte schmunzelte Isidor meist. Auch wenn er das Talent seines Neffen durchaus anerkannte. Aber als Beruf ... »Literaturgeschichte?!«, hatte er noch vor einigen Wochen am Familientisch ent-

setzt ausgerufen. »Da kannst du keine Karriere machen, in diesem Fach gibt es nur Antisemiten. Du wirst Rechtswissenschaft studieren und später meine Kanzlei übernehmen!«

Walters Weg war also besiegelt, mehr noch: Der Onkel hatte alsdann darauf bestanden, mit dem Jungen bei seinem Doktorvater vorzusprechen, bei dem er selbst vor mehr als zwanzig Jahren, noch vor dem Weltkrieg, promoviert hatte.

Der Chauffeur, Herr Pinter, war mit des Onkels Wagen vorgefahren, Neffe und Onkel wurden zu Professor Wlassak geführt, inzwischen ein greiser Mann. Die wenigen Worte, die er für den jungen Walter übrig hatte, klangen wie ein Segen. Er legte seine knochige Hand auf den Kopf des jungen Mannes und sagte: »Werden Sie wie Ihr Onkel.« Damit war er mit seinen Ratschlägen auch schon am Ende. Isidor aber machte ein zufriedenes Gesicht.

Die Jurisprudenz lag Walter eigentlich fern, jedoch wusste er so gut wie all seine Verwandten: Sollte er tatsächlich einmal die Kanzlei Isidors erben, wäre er ein gemachter Mann – es sei denn, er stellte sich wie ein Idiot an.

Das sonntägliche Bankett neigte sich dem Ende zu. Inzwischen war es später Nachmittag gewor-

den, und Frau Fürst hatte es eilig, ihren inzwischen reichlich beschwipsten Mann aus dem Verkehr zu ziehen. Nach und nach erhoben sich die Gäste, Resi und Mizzi standen in der großen Diele mit den Mänteln bereit. Isidor verabschiedete jeden Besucher mit einem kräftigen Händedruck, die Damen mit einem Handkuss. Walter war stets der Letzte, der ging. Denn Isidor wollte jeden Sonntag sehr genau wissen, was sein Neffe unternommen und was er in der Schule gelernt hatte. Walter setzte an, von seinem Lateinunterricht zu berichten, sie übersetzten gerade die *Aeneis*, als Ilona herbeirauschte und ihn unterbrach – sie wollte wissen, was der Onkel heute noch mit ihr zu unternehmen gedenke. Isidor schlug vor, am Abend auf ein Glas Champagner bei Tanzmusik ins Grabencafé zu gehen. Ilona hauchte dem Onkel erfreut etwas ins Ohr und zog sich zu einem Schönheitsschlaf, wie sie es nannte, in die Tiefen des Appartements zurück. Walter stand ein wenig unschlüssig herum, dann gab er sich einen Ruck.

»Onkel Isidor, ich hab ein neues Gedicht geschrieben, willst du es hören?«

»Mein Junge, solange es nicht allzu traurig ist – nur zu.«

Walter holte Luft:

»Kommt zu uns ins BG9!
Nirgends ist es sonst so fein.
Doch nur Juden brauchen wir,
Denn es sind zu wenig hier,
Früher waren wir viel mehr,
Doch wir hatten Einbuß' sehr.
Viele sind davongegangen,
Zu uns kamen Nazirangen;
Alle sind sie deutsche Hunde
Und der Spruch macht nun die Runde:
›Für das Volk der Mazzesfresser
Kommt die Nacht der langen Messer!‹
Weil sie mehr sind als zwei Drittel
Haben sie ein böses Mittel.
Alle Israeliten klagen,
Einen Satz wir alle sagen:
›Juden, Juden, kommet her,
Denn wir brauchen euch gar sehr!‹«

Isidor hatte mit verschränkten Armen und ernstem Gesicht zugehört. Er zögerte kurz, ehe er in die Stille hineinsprach: »Also lustig ist das nicht gerade, mein Junge. Und lass die nur reden, die Leute. Noch nicht mal ignorieren, ist meine Devise.« Offenkundig wollte er das Thema nicht vertiefen.

Schon bald entschuldigte sich der Onkel auch, er müsse noch die Dienstreise nach Prag und Bu-

karest vorbereiten, die er am nächsten Tag antreten wollte. Als Resi Walters Mantel brachte, erinnerte Isidor sie daran, welche Anzüge sie zu packen hatte, die Schrankkoffer standen im Ankleidezimmer schon bereit. Und er bat sie, für heute Abend ein Separee im von ihm so geliebten Grabencafé zu reservieren.

Walter bekam eine Umarmung vom Onkel, den Auftrag, seine Mutter zu grüßen – »Küss mir mein Schwesterlein!« –, und schon eilte der Heranwachsende, auch ein kleines bisschen erleichtert, die Marmortreppe hinab.

Kokon I

Sie waren fünf Geschwister: die Brüder David, Nathan, Rubin, die Schwester Fejge und er, Israel. Diese Namen, das begriff er schon als junger Mann, öffneten keine Türen, sobald es rausging aus dem Shtetl im ostgalizischen Tlumacz. Der jüdische Stempel, den ihnen die religiösen, der alten Orthodoxie anhängenden Eltern mit diesen Namen aufgedrückt hatten, war ein Hindernis. Nein, um hinaus in die große, weite Welt zu gehen, brauchte es auch Namen von Welt.

Als er später zum Studieren nach Wien kam, wurde aus Israel Isidor. David und Nathan behielten ihre Namen. Doch aus Rubin wurde Rudolf, aus Fejge oder Fejgale, nach dem jiddischen Wort für ›Vögelchen‹, Franziska. Dieser Prozess fühlte sich an wie das Schlüpfen aus einem engen Kokon.

Der Vater der fünf Geschwister, Eisik Judenfreund, war ein Talmudgelehrter und verbrachte die Tage mit dem Studium der Heiligen Schrift. Als *Talmid chacham*, also: als ›weiser Schüler‹, hatte er

die höchste Auszeichnung des traditionellen Judentums erhalten. Doch was nützte das der Familie? Eisik genoss zwar hohes Ansehen in der kleinen orthodoxen Gemeinde des Shtetls und über seine Grenzen hinaus – jedoch brachte diese Ehre der Familie keinerlei Lohn.

1880 hatte Eisik geheiratet, seine Braut hieß Batja Geller. Beide waren achtzehn Jahre alt und somit im heiratsfähigen Alter, wie es die orthodoxe Tradition vorsah. Eisik wollte allerdings vom Standesamt nichts wissen – für ihn und seine Familie galt der Bund der Ehe allein durch das Wort des Allmächtigen, in den Räumen einer Synagoge. Eine rein konfessionelle Hochzeit wurde jedoch von den Habsburger Zivilbehörden nicht anerkannt. Mit der Konsequenz, dass die fünf Kinder des Paares den Nachnamen der Mutter erhielten: Geller. Offiziell, von staatlicher Seite aus, galten sie als unehelich.

Es war Batja, die für den Unterhalt der siebenköpfigen Familie sorgte. Wie die Frauen in so vielen jüdisch-orthodoxen Familien Galiziens. Jeder Tag begann mit dem Vertrauen, dass der Herr, sein Name war gesegnet, schon irgendwie helfen würde. Jeden Tag ging Batja in der Früh, meist noch im Dunkeln, ins Umland zu den ruthenischen Bauern auf die Felder und kaufte Waren

ein, die sie im Schtetl weiterverkaufte. Ab und zu gab die Ziege der Familie genügend Milch her, um auch diese zu verkaufen. Mehr schlecht als recht brachte Batja ihre fünf Kinder und ihren gelehrten, aber mittellosen Mann durch – die Strapazen des Alltags waren ihr ins Gesicht geschrieben. Die Kinder mussten notgedrungen mit anpacken, doch Batja legte gleichzeitig großen Wert auf deren Bildung. Man sprach untereinander Jiddisch, wusste sich auch auf Polnisch, Ruthenisch und Deutsch zu unterhalten. So erforderte es das Leben in dem Vielvölkergemisch des habsburgischen Galiziens.

Mit Ambivalenz schauten die Eltern früh auf die Entwicklung Isidors, damals hieß er noch: Israel. Als Junge schon war er wissbegieriger, ehrgeiziger als die anderen vier Geschwister. Hartnäckiger. Batja begriff schnell, dass ihr Sohn mehr wollte, als ein fleißiger Thora- und Talmudschüler zu werden wie sein Vater Eisik.

Die ersten Jahre seiner Kindheit verbrachte Israel, wie es sich für einen anständigen jüdischen Jungen gehörte, im *Cheder* – in der Talmudschule. Sie bestand aus einem dunklen Raum, die mehr als vierzig Kinder fanden nicht alle Platz an den alten rissigen Schulbänken. Manche standen, manche saßen auf dem kalten Steinboden. Die Luft war sti-

ckig und feucht. Vor dem Lehrer, dem *Melamed*, hatten die Jungen, allesamt zwischen drei und neun Jahre alt, großen Respekt. Wurde es allzu unruhig, versetzte sein Gehilfe schon mal den einen oder anderen Hieb mit dem Rohrstock.

Doch das Studium der Thora reichte dem jungen Israel nicht. Kaum dass er zu Hause war, verkroch er sich mit einem mitgebrachten Buch in einer Ecke der kargen Stube und las. Unter einigen der Jungen hatte sich ein reger Tauschhandel weltlicher Lektüren ergeben. Davon durfte allerdings Vater Eisik nichts erfahren – er hielt säkulare Bildung für pure Zeitverschwendung und zudem für verwerflich. Und so verbarg der kleine Israel seine Bücher unter einem Umschlag, der nach religiösen Schriften aussah. Seine Mutter tat so, als merke sie nichts. Vor ihrem Mann betonte sie immer wieder, wie schlau doch der zweitgeborene Sohn sei und dass man dem Jungen die bestmögliche Bildung zukommen lassen sollte. Und sei es eine weltliche.

Den Weg, den Israel später beschreiten sollte, hatte sein Bruder David gebnet.

David war von den fünf Geschwistern der Erste, der ging: Er zog 1905 ins ferne Wien. Ein Bekannter hatte sich bei dem ältesten Sohn der Gellers, dem ruhigen und fleißigen Buchhalter, gemeldet

und ihm eine attraktive Stelle als Vertreter in der Hauptstadt angeboten. David, immer schon bedacht und zurückhaltend, erstaunte die Familie, als er zusagte. Die Eltern konnten nur schwer widersprechen, ein solch solides Auskommen war Argument genug, die Heimat zu verlassen. Mit seinem Lohn würde er auch die Familie unterstützen können. Und vielleicht würde sich das großstädtische Treiben günstig auf den introvertierten jungen Mann auswirken.

Seine in Lokutni verbliebenen kleinen Geschwister Fejge, Israel, Nathan und Rubin durften – das setzte Batja allen Wutausbrüchen des Familienoberhauptes Eisik zum Trotz durch – die deutsch-jüdische Schule in Tlumacz besuchen. Und da sich Israel und Rubin besonders lerneifrig zeigten und mit einer schnellen Auffassungsgabe gesegnet waren, sollte ihnen eine weiterführende schulische Bildung zuteilwerden. Außerhalb ihres galizischen Dorfes hatten die Brüder noch nicht viel von der Welt gesehen. Daher kam den beiden Knaben der Weg ins bereits kleinstädtische Kolomea, wo sie das humanistisch geprägte polnische Gymnasium besuchten, wie eine Weltreise vor. Abends wirkten die Eindrücke nach. Beim Einschlafen erzählten die Brüder den Geschwistern, was sie alles in Kolomea gesehen hatten – in den

Auslagen der Schaufenster, an den Marktständen und auf den Straßen des Städtchens. Besonders Fejge, die einzige Schwester, liebte die Erzählungen ihrer Brüder.

Kolomea lag auf halbem Weg zwischen den Metropolen Lemberg und Czernowitz und war der Nabel der Provinz Pokuttja. Etwa 35 000 Menschen lebten hier Anfang des 20. Jahrhunderts, gut die Hälfte davon waren Juden. An die fünfzig Synagogen zählte das Städtchen, darunter die berühmte Jerusalemer Synagoge, die Hoiche Schul, zahlreiche chassidische Betschulen und *Kloizes*, Gebetsräume. Da war die zionistische Synagoge, die gerade erbaute, so moderne Kosov Schul, da war der einflussreiche Rabbiner Hillel Lichtenstein, sein Ruf strahlte weit über die Grenzen Galiziens hinaus. Er war es, der die Debatte zwischen progressiven und orthodoxen Juden beförderte, sie aktiv führte.

In Kolomea waren die Juden ganz selbstverständlich Teil des bürgerlichen, öffentlichen Lebens. Juden besaßen Geschäfte, betrieben Mühlen, Bierbrauereien, Banken – darunter den Jüdischen nationalen Bankverein Zion –, sie hatten Verlage, Ziegeleien, Ölraffinerien, Gerbereien und Webmanufakturen wie die der Familie Shimshon Heller und Söhne. Juden gründeten kulturelle Organisati-

onen, verschiedene Bildungsansätze wurden in den unterschiedlichsten Schulen ausprobiert. Es gab auch ein jüdisches Krankenhaus. Und sie mischten politisch mit, zeitweise war mehr als die Hälfte des städtischen Rates mit Juden besetzt. Fast zwanzig Jahre lang, in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, war ein jüdischer Jurist Bürgermeister von Kolomea, Maximilian Trachtenberg. Andere angesehene Juden bekleideten nicht nur wichtige Ämter der Stadt, sie waren sogar als Abgeordnete im k. u. k. Parlament in Wien vertreten.

Kolomea nannte einen der höchsten Rathaus-türme der Region sein Eigen, Kaffeehäuser und Hotels belebten das Treiben rund um den zentralen Marktplatz. Dort lag das große Bekleidungs-geschäft der Familie Horn, wo Fejge zu ihrem zwölften Geburtstag ein besonderes Kleid für den Synagogenbesuch bekam, denn es hieß, sie sei nun eine Frau. Bei dieser Gelegenheit hatte das Mäd-chen auch das Schaufenster der modischen Her-ren- und Damenausstatter Y. Nadler und K. Ram-ler bewundert und das der Schneiderei Kesten & Aizner. Neugierig blickten die Geller-Kinder im Vorbeigehen durch die Fenster des beliebten Re-staurants Gambrinus der Familie Rottenberg. Hier tischte man feine koschere Küche auf, Geschäfts-leute trafen sich zum Mittagstisch, am Abend ta-

felten Familien. Restaurantbesuche waren für die Gellers undenkbar. Man war froh um das Essen, das abends auf dem Tisch stand. Ein Wunder, was Batja jeden Tag aus dem wenigen zauberte.

Oft strichen Israel und Rubin nach der Schule noch in den Gassen der Stadt umher, drückten sich die Nasen an den Schaufenstern platt und lasen liegen gelassene Zeitungen in jiddischer Sprache, die sie nach Hause mitnahmen. Ein Stück der großen weiten Welt sollte auch in das ärmliche Familienleben einziehen. Da sie beide gute Schüler waren, verdienten sie sich mit dem Erteilen privater Nachhilfestunden ein wenig dazu und durften das Geld – nach langen Diskussionen mit dem Vater – behalten und sogar ein wenig ansparen. Einmal gingen sie davon heimlich essen: nicht ins vornehme Gambrinus, sondern in das kleine Restaurant der Familie Cohen. Bei Shmiel, so hieß die dunkel wirkende Kasse, schwer arbeitende Männer kehrten hier in der Mittagspause mit ölverschmierten Gesichtern, rissigen Pranken und verdreckten Kitteln ein und schlangen jüdische Hausmannskost für ein paar Heller herunter. Israel und Rubin setzten sich an einen Tisch in der Ecke und beobachteten die dicke Wirtin, die den Gästen mit Schweißperlen auf der Stirn die riesigen Portionen vor die Nase setzte. Im

Gurt ihrer Schürze steckte ein alter, ehemals weißer Stofffetzen, mit dem sie, sobald ein Tisch frei wurde und abgeräumt war, schwungvoll über das Holz wischte. Sowohl das durcheinandergewürfelte Mobiliar als auch Besteck und Geschirr hatten schon bessere Tage gesehen. Durch ein kleines Fenster zur Küche konnte man gewaltige gusseiserne Töpfe auf offenem Feuer erspähen. Der Koch, Shmiel Cohen, stand mit hochrotem Kopf im Küchendampf und rührte mit großen hölzernen Löffeln in den Massen von *Tscholent* – die Spezialität des Hauses. Ein sättigender Schabbateintopf, bestehend aus weißen Bohnen, Suppenfleisch, Kartoffeln, Graupen, Rüben, Zwiebeln, Eiern und, wenn es etwas Besonderes sein sollte: *Kishkes*, gefüllter Darm.

Hinter dem Tresen stand ein altes Mütterchen, Shmiels Mutter, klein und hutzelig, sie bediente die hochmoderne Kaffeemaschine – die eigentliche Attraktion des Lokals. Silberblitzend und wuchtig stand sie auf dem Tresen. Es handelte sich, so erzählte man, um eine neue Erfindung aus dem fernen Italien. An den Hebel kam Frau Cohen nur mithilfe einer wackeligen Holzkiste, die sie jedes Mal, wenn ein Kaffee bestellt wurde, stöhnend herbeischaffte. Dann kletterte sie hinauf, streckte die Arme empor, hängte sich mit ihrem ganzen Gewicht an den langen Hebel, und kurz darauf

mischte sich Kaffeeduft in die schweißgetränkte Luft. »Auf den Olymp steigen«, nannte die alte Frau Cohen stöhnend dieses sportliche Unterfangen, das sie zigmal am Tag vollführte.

Der schwache Ventilator an der Decke gab bei jeder Umdrehung ein Ächzen von sich, er schien vor allem dabei zu helfen, die Spinnweben zu verteilen. Dieser erste Restaurantbesuch war für die Jungen ein wahres Abenteuer. Israel, der stets ein Einstecktuch trug, zog es mit spitzen Fingern aus der Brusttasche seines Sakkos, als ihnen das Essen serviert wurde, und breitete es als Serviette auf seinem Schoß aus. Als Rubin gierig mit seiner Gabel in den großen Tscholenthaufen langen wollte, ermahnte ihn sein großer Bruder, dass vor jedem guten Mahl zunächst angestoßen werden müsse. »Stil hat man oder hat man nicht«, das habe nichts mit Geld zu tun. Dazu gehöre auch das Speisen mit Gabel *und* Messer. Und ein ordentliches Trinkgeld, behauptete der junge Israel weltmännisch.

Eine weitere Sensation war für die beiden Heranwachsenden die mit Dampf betriebene Kolomeaer Lokalbahn, die erst einige Jahre zuvor den Betrieb aufgenommen hatte, als in der Nähe der Stadt eine Erdölquelle entdeckt wurde. Es tat sich was auf diesem Fleckchen Erde. Ungeheuerlich!

An ein Zurück war von nun an nicht mehr zu denken. Die Matura auf dem polnischen Gymnasium in Kolomea bestand Israel glänzend. Und als beide Brüder volljährig waren und die Schule beendet hatten, machten sie sich auf in die nächstgrößere Stadt: Lemberg. Hier wollten sie sich niederlassen und an der Universität einschreiben.

Lemberg war immerhin die fünftgrößte Stadt des Habsburger Vielvölkerreichs, nach Wien, Budapest, Prag und Triest – und eine Offenbarung: Hier gab es Kinos, Theater, Konzertsäle. Lemberg hatte, als eine der ersten Städte Europas überhaupt, Gaslaternen an den Straßenrändern. Und Zeitschriften und Debattierklubs in einer Vielzahl von Sprachen. Polen, Juden, Ukrainer, Armenier, Russen – ein jeder fand in Lemberg ein großes Angebot. Natürlich gab es auch und gerade hier jede Menge Reformjuden, man erkannte sie sofort, elegant und modisch, wie sie gekleidet waren. Unter ihren Gehröcken trugen sie blütenweiße, gestärkte Hemden. Ein ganz anderes Judentum, ein weltlich gelehrtes, eines, das sich an den Fragen der Zeit orientierte.

Doch so bunt und interessant Lemberg war: Die Träume des jungen Israel gingen noch weiter. Wenn er am prachtvollen Lemberger Bahnhof vorbeikam, der gerade erst 1904 fertiggestellt worden war, versuchte er, einen Blick in den Wartesaal für die Rei-

senden der 1. Klasse zu erhaschen. Die geschwungenen Kandelaber, die großen Spiegel, Vergoldungen und weichen, mit duftendem Leder gepolsterten Sofas und Sessel – sie machten den Saal in den Augen des jungen Mannes zu einem Salon, zu einem eleganten Vorhof in eine andere Welt. Eine Welt, die, das fühlte Israel, noch so viel mehr zu bieten hatte als das, was er bisher kennengelernt hatte.

1908 überzeugte Israel nicht nur seinen Bruder Rubin davon, mit ihm gemeinsam David nach Wien zu folgen. Er legte vor allem seiner Mutter diese Entscheidung dar und warb bei ihr für Verständnis. Batja hatte nun die schwierige Aufgabe, dies alles ihrem Mann zu erklären. Auch der jüngste Sohn, Nathan, hatte vor, sich den älteren Brüdern anzuschließen. Zurückbleiben würden lediglich die Eltern und die so früh verwitwete Fejge mit ihrem Sohn Munio.

So gelangte Israel mit seinen Brüdern 1908 als junger Mann von 22 Jahren in die Donaumetropole. Selbstbewusst und fest entschlossen, seinen Weg hier zu finden. Etwas zu werden.

Der größte Schritt in seinem noch so jungen Leben sollte auch an seinem Namen deutlich werden. Als Israel in Wien aus dem Zug stieg, stand seine Entscheidung fest: Fortan nannte er sich Isidor. Manches Mal Innozenz. Oder aber Ignaz.

Kokon II

Als die einzige Schwester – Fejge, die sich am liebsten mit der deutschen Sprache befasste – ins heiratsfähige Alter gelangte, überkamen sie immer wieder Momente der Angst. Sie wusste nur allzu gut, dass ihre Familie nicht in der Lage sein würde, ihr eine ansehnliche Mitgift in die Ehe zu geben. Das schmälerte ihre Chance auf eine gute Partie. Was für einen Mann würde der *Schadchen*, der jüdische Heiratsvermittler, für sie wohl aussuchen? Ihre Erwartungen waren gering. Umso erstaunter war sie am Tag der Hochzeit, als sie ihn zum ersten Mal sah: Siegmund Rudolf war ein stattlicher, durchaus attraktiver Mann im besten Alter mit seinen 27 Jahren – kein buckliger Greis, wie sie befürchtet hatte. Und er hatte noch dazu einen soliden Beruf als Landvermesser. Auch sein Name gefiel ihr. Wie war es zu einer solch ausgezeichneten Partie gekommen in Anbetracht der eher bescheidenen Voraussetzungen, der fehlenden Mitgift? Es sollte sich schnell zeigen.

Das frischvermählte Paar zog in den Westen Galiziens, nach Delatyn. Fast die Hälfte der kleinstädtischen Bevölkerung waren Juden. Der Ort begann sich gerade erst wieder wirtschaftlich aufzurappeln, nachdem 1893 die Cholera gewütet und viele Menschen das Leben gekostet hatte. Wegen der Seuche hatten die Reichen die Stadt verlassen und sich zahlreiche Juden in das *Gelobte Land* aufgemacht. Der Zionismus war eine Verheißung, die Anhänger Theodor Herzls suchten die Gemeinden Galiziens auf, um über die neue Heimstätte für das jüdische Volk zu berichten. Manch einer schloss sich der neuen Bewegung an, die gerade in Krisenzeiten eine veritable Alternative bot. Nun aber, man schrieb das Jahr 1903, mit Beginn des neuen Jahrhunderts, siedelten sich wieder Bürger und Geschäftsleute in Delatyn an, man begann, Straßen zu befestigen, der Handel kam wieder in Schwung. Und so genoss Fejge in Delatyn, fern ihrer Familie, ein eigenes Leben. In ihrer bescheidenen Wohnung sollte es anders aussehen als in ihrem Elternhaus, nicht so karg und unwohnlich wie in den meisten jüdischen Haushalten der Gegend. Sie wollte es den christlichen Bauern gleichtun und vor den Fenstern Blumen pflanzen, trotz undichter Türen und Rissen in den Wänden das eine oder andere Bild aufhängen, einige Bücher, die sich in ihrem

Besitz befanden, auf einem Regal unterbringen, das wenige Porzellan so anordnen, dass der Anblick Freude bereitete. Fejge nähte aus Stoffen, die sie auf dem Wochenmarkt fand, Kissenbezüge und Überwürfe, Gardinen und Tischdecken. Viel war es nicht, was sie besaß, aber sie hatte einen ausgeprägten Sinn fürs Schöne, träumte von Dingen, über die sie in Romanen las: elegante Kleider, schönes Besteck, Vasen, Geschirr, gestärkte Servietten, Porzellanstatuetten. Gegenstände, die den Alltag erquicklicher machten, auch wenn sie überflüssig waren. Warum nur ging den Menschen um sie herum das Gespür für derlei ab? War es, weil die meisten von ihnen wussten, dass nichts von Dauer war? Dass man als Jude immer darauf gefasst sein musste, gewaltsam verjagt zu werden, gezwungen zu sein, irgendwo einen Neuanfang zu wagen, sich also nicht zu sehr binden wollte an Orte und Dinge? Die Erfahrung vieler Familien war genau diese. »Lediglich was man im Kopf hat, das kann einem keiner nehmen«, pflegte Mutter Batja zu sagen.

Nur der Freitagabend und der Samstag hatten dem Leben im Elternhaus ein wenig Farbe und Festlichkeit verliehen. Am *Schabbat* war alles still, das Haus erglänzte im warmen Schein der Silberleuchter, der wurmstichige Esstisch wurde mit

einem weißen gemangelten Leinentuch bedeckt. Eine Spur von Andacht und Würde und der Geruch der *Challah*, des traditionellen Hefezopfs, erfüllten das Haus, man kam in Schabbatkleidung zusammen und aß und trank dazu einen Schluck Wein. Aber auch jenseits dieses wöchentlichen Rituals wollte Fejge Schönheit in ihr neues Heim einkehren lassen.

Kraftlos und körperlich nicht besonders ausdauernd war ihr Ehemann Siegmund von Beginn an, er brauchte viel Ruhe und Schonung, das war ihr schon bald aufgefallen, nachdem sie sich bei der Hochzeit unter der *Chuppah*, dem Traubaldachin, der kleinen chassidischen Synagoge in Delatyn das erste Mal begegnet waren. Siegmund Rudolf hatte einen Herzfehler. Das also hatte die Partie überhaupt erst möglich gemacht. Zu große Anstrengungen konnten sein Leben gefährden. Seit Kurzem hatte er auch noch begonnen, Blut zu spucken. Schnell wurde klar: Siegmund litt an Tuberkulose. Er wurde arbeitsunfähig. 1904 brachte Fejge einen Sohn zur Welt, Munio. Siegmunds Gesundheitszustand verschlechterte sich dermaßen, dass er dem Säugling wenig Aufmerksamkeit schenken konnte – nur ein Jahr nach der Geburt seines Sohnes starb er. Unter dem Gebet des Oberrabbiners

von Delatyn, Menachem Mendel bar Uri Yisroel Aug, wurde Siegmund Rudolf 1905 begraben und fand auf dem jüdischen Friedhof seine letzte Ruhe.

Fejge stand nun allein da. Jung, verwitwet, mit einem kleinen Kind. Wollte sie eine Chance haben, ihr Leben irgendwie zu meistern, so musste sie aufbrechen. Hinaus aus der Enge des Shtetls, des Chassidismus, weg von den familiären Zwängen und Plänen, sie schnell wieder unter die Haube zu bringen. Nun war ihre Ausgangslage noch schlechter als zuvor – wer weiß, wen ihr der *Schadchen* dieses Mal zgedacht hätte?

Aufbrüche

Die Welt jenseits des Shtetls war im Wandel begriffen. Allerorten entstanden neue Eisenbahnlinien, man las von unerhörten technischen Erfindungen: dem Zeppelin, dem Aspirin, einem Kinemacolor-Film in Farbe. Es herrschte Aufbruchstimmung. Und wenn diese schon nicht mehr Batja Geller selbst betraf, so sollten wenigstens ihre fünf Kinder etwas von der neuen Welt haben, die da draußen wartete.

Batja und Eisik wussten, dass die Kinder die Artikel und Bücher von Karl Emil Franzos geradezu aufsogen. Halb spöttisch bezeichnete der gebürtige Galizier Franzos die Heimat in seinen Reportagen als wildes »Halb-Asien«. Seit Jahr und Tag verfocht Franzos seine Ideen der Anpassung. Seine Parole lautete: Raus aus den düsteren Ghettos, aus der Trostlosigkeit und dem Zwang der Orthodoxie, hinein in die Weltlichkeit, in die mitteleuropäische, also: die deutschsprachige Kultur!

Die Diskussionen zwischen Orthodoxen, Chas-

sidim und den Anhängern des Reformjudentums wurden in den größeren Ortschaften Galiziens lautstark ausgetragen. Neben den chassidischen Synagogen gründeten sich immer mehr reformierte Tempel und Bethäuser, in denen man nicht mehr in Kaftan und langem Bart ein und aus ging, sondern in Gehrock, Zylinder und gestutzten, mit Pomade geformten Bärten. Ganz ohne Schläfenlocken. Was manchen als stupide Modeerscheinung erschien, veranschaulichte für andere die große Idee eines modernen, angepassten europäischen Judentums in der Mitte der Gesellschaft. War es nicht eine logische Konsequenz aus der politischen Entwicklung der Habsburger Monarchie, in der Juden ohnehin nicht als eigene Nation galten, sondern schlicht als Religion? Und war es nicht bereits seit Kaiser Joseph II. Realität, dass in den von ihm errichteten jüdischen Grundschulen auf Deutsch und nicht auf Jiddisch unterrichtet wurde? Auch die Privatstiftung des Maurice de Hirsch unterstützte in ganz Galizien den Schulbau für jüdische Jungen und Mädchen großzügig. Mit akzentfreiem Deutsch und einer soliden Bildung im Gepäck ließ sich einiges werden, so die Überzeugung der Haskala-Reformjuden, die den aufklärerischen Ansätzen eines Immanuel Kant und Moses Mendelssohn folgten.

Doch für jüdische Mädchen und Frauen lauerte in dieser Aufbruchstimmung auch Gefahr. Jede Menge Scharlatane und halbseidene Typen waren unterwegs, um naive Mädchen mit fantastischen Schilderungen einer verheißungsvollen Zukunft ins Ausland zu locken, in europäische Hauptstädte oder gar ins ferne Südamerika. Von dort schickten sie Geld nach Hause zu ihren armen Familien, die ihre Töchter in Sicherheit und einer guten Stellung glaubten. Viele von ihnen landeten in Bordellen.

Über diesen Menschenhandel konnte man in den Jahren um 1900 fast täglich in den Zeitungen lesen. In Buenos Aires etwa wurden die Mädchen gleich nach ihrer Ankunft am Landungssteg meistbietend versteigert, man nannte sie im Milieu ›Austriacas‹. Aus Galizien, Ungarn und Böhmen wurden jährlich an die 1500 Mädchen verschleppt. Fejge wusste dank ihres älteren Bruders David, der bereits in Wien lebte, dass sie sich vor Herren vorsehen sollte, die sich als »Exporteure für den Orient« ausgaben.

Auch in Galizien selbst machten mittlerweile die schrecklichsten Geschichten von Betrug, Erpressung und Ausbeutung, von Unsitte und Gewalt in den Frauenabteilungen der Synagogen die Runde. Dennoch ließen sich Eltern, die ihre vielen Kinder kaum ernähren konnten, in Versuchung führen,

wenn Anwerber in ihr Haus kamen, um für die Töchter angeblich solide Anstellungen im Ausland zu beschaffen. In besonders armen Familien war es sogar zu Fällen von Kinderkäufen gekommen, wie Fejge gehört hatte.

Jüdische Wohlfahrtsverbände aus dem Ausland engagierten sich in Galizien, klärten auf und warben dafür, Bildungseinrichtungen zu schaffen und jüdischen Mädchen solide Berufsausbildungen vor Ort zu ermöglichen. Nur spärlich kam Bewegung in die Sache – es herrschte auf dem Land einfach zu viel Misstrauen gegenüber allem, was weltlich daherkam, und so tappten nach wie vor viele Mädchen in die Menschenhändlerfalle. Sie wollten den Gerüchten nicht glauben, versprachen sich einen *Gan Eden*, das Paradies, und wollten um alles in der Welt herauskommen aus der Armut im galizischen *Gehinnom*, der Hölle.

Die frischverwitwete Fejge hatte inzwischen einen Entschluss gefasst: Einen Schritt zurück machen, wieder um eine gute Partie bangen, wieder einen Mann an ihrer Seite akzeptieren, den sie vorgesetzt bekam und nicht liebte – nein, das wollte sie auf keinen Fall. Und darum musste sie schleunigst einen Beruf erlernen.

Viel Auswahl bot sich ihr nicht. Für jüdische

Frauen ihres Standes, ihrer Situation, gab es wenig Möglichkeiten. Die in der Nähe ansässigen Fabriken suchten zwar immer wieder junge Frauen, sei es in der Federsortiererei, in der Strumpfstrickerei oder der Haarnetzindustrie. Doch Fejge hatte von elenden Zuständen gehört, von Lohndrückerei und unwürdigen, unhygienischen Arbeitsbedingungen. Sie wollte etwas finden, was sie weiterbringen würde, womit sie auch in einer anderen Stadt oder gar in einem anderen Land eine eigene Existenz aufbauen konnte. Ihre Zukunft sah sie nicht mehr im Schtetl.

Nach dem Tod ihres Mannes machte sich Fejge auf nach Lemberg, wo inzwischen Israel und Rubin lebten und studierten. Fejges beruflicher Traum stand schnell fest: Modistin, Hutmacherin wollte sie werden. Ohne Hut ging schließlich kein Mensch auf die Straße, egal, welchen Standes. Und eine Dame der feinen Gesellschaft brauchte für jede Saison einen neuen Kopfschmuck. Fejge selbst erfreute sich, seit sie ein Mädchen war, am Anblick gut angezogener Menschen und schöner Kleider, auch wenn diese in ihrer Kindheit unerschwinglich waren. Doch selbst damals hatte Mutter Batja Wert darauf gelegt, dass ihre Kinder sauber und ordentlich gekleidet waren und keine *Schmattes*, Lumpen, am Leibe trugen.

Mit einer Ausbildung zur Modistin erhoffte sich Fejge auch, eine schnelle Anstellung zu finden. Von einem eigenen Atelier wagte sie noch nicht zu träumen. Dennoch, es gab eine Idee, eine Richtung, einen Lebenstraum. Und auch dieser begann mit einem neuen Namen: Aus Fejge wurde Franziska.

Die Änderung ihres Namens kam einer Transformation gleich, man konnte sie ihr regelrecht ansehen. Anders ging sie nun durchs Leben, in ihrem Blick lag ein »Ich will« – der Aufbruch in eine neue Lebenswelt, in eine Ausbildung, die sie wirklich interessierte, gab ihr Kraft nach all der Trübsal und dem Leid, das sie bisher ertragen hatte.

Die Konfrontation mit den Verwandten, vor allem mit dem Vater, war vorprogrammiert. Die Namensänderung nicht nur Fejges, sondern der Mehrzahl der Geller'schen Kinder war eine Kränkung. Der alte Eisik sah darin gar einen Verrat an der Herkunft – eine solche Assimilation konnte er nicht gutheißen. Vor seinen Mitgelehrten im *Cheder* verschwieg er die Schmach lieber. Die Mutter, Batja, verstand ihre Kinder schon eher. Sie sollten es schließlich besser haben als sie selbst. Dazu mussten sie raus in die Welt, ihre Neugier stillen, einen ehrbaren Beruf finden. Und wenn eine Namensänderung dafür dienlich war, dann war es eben so.

Das hatte sie im Laufe der Jahre schmerzlich erfahren, antisemitische Sticheleien und Anfeindungen waren in allen Teilen der Gesellschaft gegenwärtig. Immer wieder hörte man im Shtetl von Pogromen, vor allem die aus Russland geflüchteten Juden berichteten Schlimmes. Es brauchte also Strategien.

Fejge, nun Franziska, ließ sich nicht beirren. Mit der Unterstützung ihrer Mutter Batja, die den kleinen Munio an Werktagen zu sich nahm, begann sie ihre Modistinnen-Ausbildung. Als ihre Lehrzeit abgeschlossen war, die sie mit Auszeichnung absolvierte, und David ihr den Vorschlag machte, ebenfalls zu ihm nach Wien zu übersiedeln wie die jüngeren Brüder, zögerte Franziska nicht lange.

Vater Eisik verstand die Welt nicht mehr – all seine Kinder wollten Galizien verlassen, was war nur in die Jugend gefahren? Auch seine Frau Batja schien immer mehr Gefallen an der Idee eines Umzugs in die k. u. k. Metropole zu finden. Zumal es David als Vertreter bei der englischen Firma ausgezeichnet ging. Seine Briefe nach Hause enthielten nicht nur Geld, sondern auch jedes Mal eine kolorierte Postkarte mit einer Sehenswürdigkeit Wiens, die sich Fejge immer wieder anschaute, die Beschreibungen der prachtvollen Bauwerke kannte sie bereits aus ihrer so geliebten Reiseliteratur – sie konnte sich an den Karten nicht sattsehen.

Nach vielen Debatten und Zankereien konnte Batja Eisik davon überzeugen, dass sie die Tochter zunächst nach Wien begleiten und für den kleinen Munio sorgen würde, der sich zu einem äußerst lebhaften und eigenwilligen Kind entwickelte. Es galt, die Tochter zu unterstützen bei ihrem großen und nicht ungefährlichen Schritt in die Großstadt. Nur vorübergehend. Mürrisch ließ Eisik die beiden weiblichen Mitglieder seiner Familie von dannen ziehen. Es blieb ihm nichts anderes übrig.

Das Bild des Vaters, das sich in Franziskas Gedächtnis einbrannte, war das eines verbitterten alten Mannes, der hohlwangig und blass in seinem abgewetzten Kaftan am Eingang des Hauses stand, sich mit der einen Hand am niedrigen Dach, das gleich über der Eingangstür endete, festhaltend. Mit der anderen stützte er sich auf einen Stock, mit dem er einst auch dann und wann seine Kinder gezüchtigt hatte. Es war das letzte Mal, dass Franziska ihren Vater und das Shtetl sehen sollte. Der Abschied in diesem Jahr 1910 fiel ihr nicht sonderlich schwer.